

In: *MACHT UND GEWALT in der Politik und Literatur des 20. Jahrhunderts*. Hrsg. Norbert Leser. Wien: Böhlau Verlag 1985, S. 262–275.

KONFLIKT UND GEWALT IM SPIEGEL DER ÖSTERREICHISCHEN LITERATUR DER ZWISCHENKRIEGSZEIT

„Konflikt und Gewalt im Spiegel der österreichischen Literatur der Zwischenkriegszeit“
... Sie gestatten zu Beginn ein paar Überlegungen zu dieser Themenstellung: Konflikt und Gewalt sind nicht nur die unentbehrlichsten Stoffe für Kinofilme, Fernseh Dramen, historische Romane und Tragödien. Diese Ingredienzien sind freilich auch nicht der österreichischen Literatur der Zwischenkriegszeit und erst recht nicht jener dichterischen Werke eigentümlich, die nach Ende des Zweiten Weltkriegs und z.T. auch heute noch als die repräsentative österreichische Literatur schlechthin angesehen wurde und wird. Damit gemeint sind österreichische Autoren und deren Werke, die man im Sinne einer Fortsetzung einer *positiv* verstandenen, die Schicksalsschläge der unglückseligen Vergangenheit verdrängenden literarischen Tradition „hinüberretten“ wollte.

Seit Anfang der 60er Jahre pflegt man im Anschluß an den italienischen Germanisten Claudio Magris als Universaletikette vom „habsburgischen Mythos in der österreichischen Literatur“¹ zu sprechen und mit ihm jene andere in derselben Zeit entstandene Literatur als „Ausschußware“ im Filterprozeß der Literaturgeschichtsschreibung links liegen zu lassen oder glatt zu ignorieren. In den vergangenen zehn Jahren ist in Vorlesungen und anderen Lehrveranstaltungen besonders hier in Wien – und da ist Professor Wendelin Schmidt-Dengler ein Pionier gewesen – an dieser Etikettierung kräftig gerüttelt worden.² Diese jüngere Literaturwissenschaft ist nämlich zu anderen Erkenntnissen gekom-

¹ Claudio Magris: *Der habsburgische Mythos in der österreichischen Literatur*. Salzburg: Otto Müller Verlag, 1966.

² Wendelin Schmidt-Dengler: „Die erste Republik in der Literatur. Wiener Roman und Feuilleton.“ In: *Staat und Gesellschaft in der modernen österreichischen Literatur*. Wien: Österr. Bundesverlag, 1977, S. 65-78; ders.: „Radikalisierung zwischen Buchdeckeln. Politische Romane in der Ersten Republik: Das gefährliche Spiel mit den Vorurteilen.“ In: *Die Presse* (Wien), LITERARICUM, 27./28. Oktober 1979, S. V.; ders.: „Literatur“.

men, die die vielzitierte, um nicht zu sagen: berühmt gewordene These vom „habsburgischen Mythos“ als – wenn nicht unhaltbare –, so doch unzulängliche Charakterisierung erscheinen lassen. Es scheint mir bei dieser anderen Literatur zutreffend zu sein, von "republikbezogener Literatur" zu sprechen, wobei diese vielfach auch als "verdrängte Literatur" bezeichnet werden kann. Und während Magris u.a. nicht zu Unrecht vom Flucht- oder Evasionscharakter der habsburgisch angehauchten Literatur spricht, handelt es sich in unserem Fall um Literatur, die vielfach unter genau *umgekehrtem* Vorzeichen zu stehen scheint. Also: nicht Verklärung und Mythisierung, sondern Wirklichkeit. Was zugleich nicht bedeutet, daß dies keine Reaktion auf die Zeit darstellt.

Im Vorwort zum Programm der Veranstaltung heißt es, die Einbeziehung der Literatur als Gegenstand sei „deshalb gerechtfertigt, ja notwendig, weil die Literatur die intensivste Widerspiegelung oder auch [...] Vorwegnahme der Probleme der Zeit darstellt“. Dem kann ich, was die noch zu besprechende Literatur anlangt, uneingeschränkt zustimmen. Aber wenn ich versuche – im Wissen um diese Literatur – eine Analogie zur Gegenwart herzustellen (Stichwort: Tagesbezogenheit der Literatur/Themen des Tages), dann müßte es folgerichtig heute nur so wimmeln von Romanen, in denen diverse Aspekte des Umweltschutzes oder die Möglichkeit eines Atomkriegs thematisiert werden. Stattdessen erleben wir den Rückzug ins Persönliche und Familiäre.

Aber um auf das Thema „Konflikt und Gewalt“ zurückzukommen, en, haben wir einen fixen historischen und politischen Rahmen. 1918: Auflösung des Vielvölkerstaates, Zerfall der Monarchie und Übergang zur republikanischen Staatsform im nunmehr kleinen Deutsch-Österreich. Dazwischen liegen genug historische „Höhepunkte“, wie etwa der Justizpalastbrand 1927, die Februarkämpfe 1934, der sogenannte „Ständestaat“, usw. Es gilt nun zu zeigen, welchen Niederschlag die ‚Zeitgeschichte‘ in der Literatur hatte und wie Konflikt und Gewalt sowohl im inner- als auch im außerliterarischen Bereich Requisitenfunktion hatten. Statt eine große Anzahl von Textbelegen anzuführen, die zeigen, in wievielen Büchern Streiks, Gewaltanwendung, Aufmärsche, usw. vorkommen

und in welchem Kontext sie erzähltechnisch eingebettet sind bzw. welche Handlungsfunktionen sie haben, wenn überhaupt eine, soll an das Thema, *anders* herangegangen werden. Ohne umfassende Interpretationen der berücksichtigten Werke bieten zu wollen, soll die Gültigkeit der These überprüft werden, inwiefern ein wesentlicher *innerer* Konflikt – der „Republikhaß“ – in der weiteren Entwicklung zum äußeren Konflikt und zwangsläufig zur Gewaltanwendung führte und gezeigt werden, wie dieser Konflikt *literarisiert* wurde. Damit sollten die Beweggründe des Einzelnen offenbar werden.

Wie die große Studie von Gerhard Botz über Gewalt in der Politik zeigt³, herrschte in der Zwischenkriegszeit wahrlich kein Mangel an Konflikt und Gewalt politischen und sozialen Ursprungs. Aber es wäre natürlich unrealistisch von einer Literatur, der die Literaturwissenschaft zudem oft die Etikette des Apolitischen bescheinigt hat, zu erwarten, daß die unmittelbaren literarischen Reflexe dieser Zeit sich auf Streiks, Straßenkämpfe und sonstigen Auseinandersetzungen beschränken könnte. Freilich kann man in den Werken von Hugo Bettauer, Jura Soyfer, Felix Dörmann, Rudolf Jeremias Kreutz, Heimito Doderer, Franz Werfel und anderen, um ein paar Beispiele zu nennen, solche Szenen und Beschreibungen finden, die mal Kulissen-, mal Handlungsfunktion haben. Es wurde bedeuten, zu sehr an der Oberfläche zu bleiben, würde man nur alle Stellen aufzählen wollen. Denn das, was vorhin als „intensivste Widerspiegelung“ bezeichnet wurde, hat, wie ich glaube, literarisch subtilere und sublimiertere Formen. Damit deute ich auf soziale Umstrukturierungen der unmittelbaren Nachkriegszeit, wie sie in der Literatur thematisiert werden, die nicht unbedingt mittelbar, aber doch *kumulativ* und langfristig einem Klima der Gewalt und Unruhe dienlich waren. An ein paar Beispielen möchte ich zeigen, wie Konflikt und Gewalt eine Reaktion auf Phänomene der Gegenwart darstellten und ferner, wie die Literatur einerseits zum Stoff der Tagespolitik griff und umgekehrt – an einem besonderen Fall illustriert – Teil dieser wurde.

³ Gerhard Botz: *Gewalt in der Politik. Attentate, Zusammenstöße, Putschversuche, Unruhen in Österreich 1918 bis 1934*. München: Wilhelm Fink Verlag, 1976.

Es mag auf den ersten Blick paradox oder ungewöhnlich erscheinen, daß *die neue Staatsform* literarischen Konfliktstoff in sich barg. Nur wenige Autoren haben sich in ihren Büchern einer Stellungnahme entzogen.

Diese literarische Beurteilung – in der Regel Ablehnung – hat mehrere Spielarten oder Varianten vorzuweisen: erstens die Gegenüberstellung der alten mit der neuen Staatsform, also Monarchie versus Republik und zwar in einer *realistischen* Erzählweise, zweitens die reine Ablehnung des neuen Staats, drittens als mögliche Konfliktlösung oder gar Sublimierung die erzählerische Flucht in Richtung negativer Utopie und Satire, also: Verzerrung und Mythisierung. Eine Nebenform der ersten Variante, die etwa Raoul Auernheimer in seinem ‚Roman aus der jüngsten Vergangenheit‘ aus dem Jahre 1923, *Das Kapital*, ausmalt, ist die Gegenüberstellung von ‚Sozialismus‘ und ‚Kapitalismus‘ als Folge der „Revolution“.

Als einfachste Art, die latente Konfliktbereitschaft in dieser Literatur darzustellen, erweist sich die Thematisierung der sozialen Umstrukturierung als Auswirkung der „Revolution“. Zum diesbezüglichen Personenrepertoire vieler Romane der ersten Hälfte der 20er Jahre gehören geeichte Kapitalisten, Neureiche, Spekulanten, deposedierte Adlige und Weltkriegsoffiziere. Für letztere hatte der neue Staat, wie manche Autoren nicht müde werden, darzustellen, nicht nur keinen Platz, sondern auch Hohn und Spott über. Bei Werfel liest man etwa: „Man denke nur, ein aktiver Offizier, ein kavalleristischer Nichtsnutz nach dem Zusammenbruch.“⁴

Ein, wie ich meine, gutes Beispiel für die weitverbreitete Einstellung zur Republik liefert Hugo Bettauers 1922/23 in Fortsetzungen erschienene Wien-Chronik *Der Kampf um Wien*. Der junge amerikanische ‚deus ex machina‘, Ralph O’Flanagan, der mit seinem riesigen Vermögen das Nachkriegs-Wien und Österreich sanieren will, ist gerade auf Wohnungssuche:

Ließ sich Ralph auf längere Gespräche mit den Vermietern ein, so stieß er immer auf einen fanatischen Haß gegen die Republik, die an allem die Schuld habe. Und immer hieß es in allen

⁴ Franz Werfel: *Cella oder Die Überwinder. Versuch eines Romans*. Frankfurt/Main: Fischer Taschenbuch Verlag, 1982, S. 19. (Band 5706)

Tonarten: „Ja früher als noch die Monarchie war, da war es anderes, da hatten wir nicht notwendig, Zimmer zu vermieten, da ging es allen Menschen gut.“⁵

Diese kurzsichtige, subjektiv verständliche Beurteilung der Lage und Verklärung alter Zeiten ist nicht das einzige Beispiel. Bettauer, für den der Roman, besonders der Fortsetzungsroman, oft als die literarische Fortsetzung des politischen Leitartikels diente, greift die Frage noch einmal auf, um die durch die „Revolution“ entstandene soziale Umschichtung zu kommentieren:

Groß war aber die Entrüstung über die Republik im allgemeinen und die „Roten“ im besonderen. Diesen satten Bürgern ging es zum großen Teil sehr gut, sie hatten nie so viel gegessen und getrunken, nie so viel Geld gehabt, niemals vorher so frei und ungehemmt ihre Meinung äußern dürfen, und dennoch haßten sie die Freiheit, mit der sie nichts anzufangen wußten, sehnten sich zurück nach der Monarchie mit ihren Orden und Titeln. [...] Sie, die zum großen Teil selbst dem Arbeiterstand entstammten, konnten es nicht vertragen, daß der Arbeiter nicht mehr kujoniert werden durfte wie ihre Väter, daß die großen Massen ihre Menschenrechte stürmisch forderten. (ebenda., S. 342)

Dieses letztangesprochene Phänomen hat Bettauer allerdings nicht zum Gegenstand eines Romans gemacht. Es zeigt sich aber, daß der Konflikt nicht nur zwischen Neureichen, die sich nun nach der Sicherheit der guten alten Zeit sehnten, und dem Arbeiterstand bestand. Der Klassenneid erstreckte sich auch auf Adlige. Im selben Roman muß eine blaublutige Tochter, eine Hilde von Wehningen, gar eine Stelle bekleiden, „wie die erstbeste Hausmeisterstochter“. „Aber natürlich“, sagt die alte Aristokratenmutter, „wir leben ja in einer Republik, in der gemein fein und fein gemein wurde.“ Ich komme noch auf diese Stelle zu sprechen. Die Tochter sieht die republikanische Egalisierung als vorteilhaft: „Das einzig Gute“, sagt sie, „was uns der Krieg gebracht hat, ist eben, daß wir eine Republik geworden sind, in der eine Boos oder Wehningen nicht mehr Vorrechte hat als jede andere.“ (ebda., S. 124) Genau umgekehrt reagiert die Heldin von Felix Dörmanns 1925 erschienenem Roman *Jazz*. Von dieser Tochter eines Barons, Marianne, die den sozialen Abstieg noch vor sich hat, heißt es:

Aber die Erziehung ihres Vaters hielt noch vor, denn er hatte sie gestärkt und gefestigt und

⁵ Hugo Bettauer: *Der Kampf um Wien. Ein Roman vom Tage* in: H.B. Gesammelte Werke. Salzburg: Hannibal Verlag, 1980, Band 1, S. 335f. Alle folgenden Zitate aus diesem Roman sind dieser Ausgabe entnommen und werden nur mit Seitenzahl versehen.

mit Verachtung gewappnet gegen die neue, heraufdämmernde Weltordnung, mit der er als geborener Aristokrat und Offizier nichts gemein haben wollte.⁶

Auch diese „neue, heraufdämmernde Weltordnung“ wird in der Literatur thematisiert. Die politisch desinteressierte Romanheldin drückt dabei sicherlich nicht nur die eigene Meinung aus, sondern wohl auch die derer, die schön langsam den „Revolutionschutt“ beseitigen wollten;

„Was wollten die Roten und was wollen die Weißen? Und warum hat man nicht alles so gelassen wie es früher war? Damals ist es uns gut gegangen und jetzt geht es uns schlecht. Und wann wird sich das wieder ändern?“ (ebda., S. 58)

Es ist ein Phänomen, das man immer wieder beobachten kann, daß die republikanischen Zustände als bloß *temporären* Erscheinungen empfunden werden. Dahinter steckt der Gedanke, daß etwas Anderes, nicht zwangsläufig Besseres kommen muß und wird. Die Gegenwart gleicht gewissermaßen einem Gärungsprozeß. So läßt der bereits zitierte Bettauer am Schluß seines Romans *Der Kampf um Wien* einen alten Hofrat erklären, inwiefern die Identität sich noch nicht gefestigt habe: „Was heute ist, ist nur Übergang, Stille vor dem Sturm, Atempause. In diesem Frühjahr vielleicht oder in einem der kommenden Jahre wird sich das Geschick Österreichs erfüllen, wird es Vasallenstaat oder Teil des großen deutschen Reichs werden müssen.“ (loc.cit., S. 494) In Jura Soyfers Romanfragment *So starb eine Partei* rauft die Frau des Reaktionärs Franz Joseph Zehetner gerade während der Ausschreitungen am 15. Juli 1927 um das letzte Kilo Schmalz, „um sich für Bürgerkrieg und Hungersnot einzudecken“.⁷

Für einen anderen Autor, nämlich Erwin Stranik, war die Republik Symbol u.a. für den Kulturzerfall in dem, wie er ihn nennt, „Zwergstaat“. Die Republik Österreich befinde sich, so Stranik in seinem höchst kuriosen Roman aus dem Jahre 1926, *Koko Irregang*, „im Stadium der Nachkriegszeit“.⁸ Und weiters:

„Alles, alles, was dieses Österreich besessen hatte, war verloren. Vor allem seine große, alte Kultur, die sich wohl nicht mehr neu bauen ließ ... Kultur tot, Zivilisation eine Maske, was

⁶ Felix Dörmann: *Jazz. Wiener Roman*. Wien: Ed. Strache Verlag, 1925, S. 46.

⁷ Jura Soyfer: *So starb eine Partei*. Romanfragment. In: J.S. *Die Ordnung schuf der liebe Gott. Eine Auswahl*. Leipzig: Reclam, 1979, S. 225-376; hier S. 232.

⁸ Erwin Stranik: *Koko Irregang. Roman*. Hamburg: "AVA" Allgemeine Verlags Anstalt, 1926, S. 149.

blieb, war Bluff.“ (ebda., S. 134)

In seiner Ablehnung der republikanischen Gegenwart weicht Stranik, wie andere Autoren, in die Verzerrung, in die Satire, aus und läßt einen genialen jungen Mann namens Koko Irregang Kunst und Kultur beleben und als ‚deus ex machina‘ – ausnahmsweise nicht von Amerika aus – die österreichische Wirtschaft sanieren.

Ein weiterer Autor, Thaddäus Rittner, nimmt die Bettauer-Worte von der „Republik, in der gemein fein und fein gemein wurde“ genauso zur Maxime eines Romans wie später Karl Paumgarten. Es ist hier von Rittners letztem, 1921 erschienenem Werk, der romantischen Sozialutopie, *Geister in der Stadt* die Rede.⁹ Und dieses Werk ist beileibe nicht das einzige, das der neuen republikanischen Zeit einen Zerrspiegel vorsetzt, das zeigen will, wie tief der Staat nun sinken könne, wenn die Arbeiterklasse an die Macht gelangt und an der Macht bleibt. Die Handlung geht davon aus, daß die „österreichische Revolution“ den Sieg der Materie über den Geist gebracht hat. Rittner führt den Leser in eine verkehrte Welt: es herrschen nun die Muskeln und die Finanzen. Der erste Mann in der Stadt ist Fleischhauer und heißt – nomen ist omen! – Pikebeil. Eine Kostprobe aus dem Text:

Bald nach dem großen Kriege hatte sein (Pikebeils) Aufstieg begonnen. [...] Und äußerlich interessant war seine zahlreiche Dienerschaft. Darunter Künstler, Universitätsprofessoren, auch einstige Grafen, gegenwärtig Hungerleider. [...] Denn sie waren rühmend bescheiden, verneigten sich vor ihm, ja sogar vor Straßenkehrern und Tramwayschaffnern. Man mußte Mitleid haben mit diesen neuesten Sklaven. Sie waren schwach, innerlich und äußerlich verkümmert, [...] Invaliden in sittlicher Hinsicht. (loc.cit., S. 15)

Wie Otto Bauer zu Recht schreibt, geht es in diesem Roman vor allem, um den Haß der wirtschaftlich verelendeten Intelligenz gegen die erstarkte Arbeiterklasse.¹⁰ In Rittners Märchen der jungen Republik fehlt unter der Arbeiterherrschaft freilich Kunst und Kultur gänzlich. Das Märchen hat aber ein happy end aus der Sicht der Intelligenz: die geistigen Arbeiter, oder wie sie im Roman apostrophiert werden „Kretins mit akademischer Bildung“, werden siegreich und die soziale Ordnung, die die Republik durcheinanderbrachte, wird durch die althergebrachte ersetzt:

⁹ Thaddäus Rittner: *Geister in der Stadt. Roman*. Wien: Rikola Verlag, 1921.

¹⁰ Otto Bauer: *Die österreichische Revolution*. Wien 1923, S. 210.

Die Kunst hatte plötzlich Kredit, wie erst vor Jahren. Und dadurch nahm auch die gesellschaftliche Bedeutung der Künstler zu. Dadurch auch das Ansehen anderer Menschen, die nicht mit den Händen arbeiteten, sondern bloß mit der Seele.

Die sogenannten Intellektuellen hatten wieder die Oberhand. (loc.cit., S. 154)

Zum Schluß des Romans heißt es:

Jetzt gibt es keine Revolution mehr, behauptete ein Professor der Geschichte. Die Herrschaft des Geistes ist für immer gesichert. (loc.cit., S. 156)

Um eine bereits vollzogene Revolution geht es bei Karl Hans Strobl in seinem „phantastischen Roman“ *Gespenster im Sumpf. Aus dem Jahre 1920*.¹¹ Strobl hat den Schauplatz seines Romans, das verelendete Wien unmittelbar nach dem Krieg in die Zukunft projiziert. Er präsentiert die schauerliche Vision eines „sterbenden Hirnes, letztes Lichtfünkchen der verlöschenden Vernunft eines Bewohners dieser Stadt“ und deutet somit darauf hin, daß seine republikanische Gegenwart wider die Vernunft sei. Auf den Weltkrieg ist der „Umsturz“ gefolgt; es regiert nun „die rote Hand“ und dann das Volk selbst, denn alle Menschen sind „Räte“. Die Regierung hingegen besteht aus nichts anderem als „Staatssekretären“. Kurz: auch dieser Roman, der ein gar düsteres Bild von einer nicht mehr zu rettenden „Ruinenstätte“ bzw. einem „Leichnam“ namens Wien malt, transponiert den Konflikt der Gegenwart in eine irrealer Zukunftsvision, die für Strobl die letzte Konsequenz aus der Gefahr durch Bolschewiken und Kommunisten aufzeigt. Symbol für die schreckliche Gegenwart sind für ihn eben solche Feindbilder.

Karl Paumgartens Haßpamphlet *Republick* – der Titel ist eine dialektale Verzerrung – zeigt die Konfliktsituation samt Ausschreitungen in der unmittelbaren Nachkriegszeit wiederum von einem extrem rechten Standpunkt. Das 282-Seiten starke Werk mit dem Untertitel „Eine galgenfröhliche Wiener Legende aus der Zeit der gelben Pest und des roten Todes“ erschien 1924 in einem österreichischen Verlag, der – obwohl man sich dort heute nicht mehr an sie erinnern kann – auf „Anti-Bücher“ dieser Art spezialisiert war,

¹¹ Karl Hans Strobl: *Gespenster im Sumpf. Ein phantastischer Wiener Roman*. Leipzig: Staackmann, 1920.

nämlich dem Grazer Leopold Stocker Verlag bzw. Heimatverlag Leopold Stocker.¹² Neben weiteren Paumgarten-Werken wie *Juden und Sozialdemokratie*, *Arbeiter auf ein Wort!*, *Juda. Kritische Betrachtungen über das Wesen und Wirken des Judentums*, *Juden-Fibel*. *Das ABC der viertausendjährigen Judenfrage*, erschienen dort in den 20er Jahren Machwerke gegen die Freimaurer¹³ sowie eine Hetzschrift gegen Erich Maria Remarques *Im Westen Nichts Neues*.¹⁴ *Republick* paßte ideologisch genau richtig in das extrem deutschvölkische Stocker-Verlagsprogramm. Eine weite Verbreitung dürfte das Buch allerdings nicht gehabt haben. Um die Geisteshaltung, also die Einstellung zur Republik sowohl vom Verlag als auch vom Autor zu skizzieren, möchte ich zunächst aus der Verlagswerbung zitieren. Diese zeigt nämlich welche nicht so latente politisch-ideologischen Konflikte ihre literarische Widerspiegelung fanden und zudem weiche Kräfte auf das Ende der jungen Demokratie österreichischer Prägung hinarbeiteten. Im April 1933 frohlockte der Stocker-Verlag über den „Roman der Novemberrevolution“, dessen Autor schon sieben Jahren tot war. Da liest man in einer Anzeige u.a. folgendes:

Die „Entlarvung“ der Novemberverbrecher, die unter der Maske des deutschen Arbeiters Sendlinge und Vollstrecker des russischen Bolschewismus waren, ist meisterhaft besorgt in dem totgeschwiegenen Buche *Republick-Roman der Novemberrevolution*.¹⁵ Und weiters: Dieser aufsehenerregende satirische Roman wurde von der Presse totgeschwiegen, weil darin die Wahrheit gesagt wird. Heute, bei der Liquidierung der Novemberrevolution, ist er hoch aktuell.

Und dann folgt ein Satz, den man auch anderswo gehört hatte, von Leuten, die die Aufräumung nicht nur auf verbal-literarische Art und Weise durchführen wollten:

Der mutige Verfasser räumt mit dem Gerümpel der Revolutionskomödie gründlich auf.

Stocker feiert seinen Autor als Propheten:

Der Dichter läßt sein Buch ausklingen in der Hoffnung und in dem Glauben, daß über den Klassenkampf die Volksgemeinschaft siegen wird, die deutsche Kultur und das deutsche Volk aus Finsternis und Not wieder zu neuer Blüte erstehen wird. Der halbblinde Dichter sah schon vor 10 Jahren seherisch voraus, was sich 1933 vollzog.

¹² Eine ausführliche Darstellung findet sich im Kapitel über den Leopold Stocker Verlag in Murray G. Hall *Österreichische Verlagsgeschichte 1918-1938* (erscheint 1985).

¹³ Dr. Friedrich Hergeth: *Aus der Werkstatt der Freimaurer und Juden in Österreich der Nachkriegszeit* (1927).

¹⁴ Dr. Gottfried Nickl: *Im Westen nichts Neues und sein wahrer Sinn* (1930).

¹⁵ Anzeige in *Heimgarten* (Graz), 57. Jg., 7. Heft, 8.4.1933.

Paumgartten teilt sein Haßpamphlet in drei Teile: Das Vorspiel Die Revolution/Die Demokratie. Er ist nicht nur „Sozialisten- und Kommunisten-Fresser“, er ist auch Anti-Demokrat und Rassist. Paumgartten bringt den vorwiegend jüdischen Führern der Sozialdemokraten besondere Verachtung entgegen. Der germanische Herrenmensch mit dem sprechenden Namen „Dr. Klaar“, hinter dem höchstpersönlich Paumgartten steht, hat ein Rezept für die Rettung Österreichs vor der, wie er sie sieht, sozialdemokratischen Pöbelherrschaft. „Unerschrockene Männer“, heißt es,

müssen sämtliche Sozialistenführer über Nacht hinter Schloß und Riegel setzen und für alle Fälle als Geiseln aufbewahren. Bei der ersten Erhebung des Proletariats, bei der leisesten ententefreundlichen Friedenskundgebung muß die Hälfte der Sozialistenhäupter baumeln – bei dem geringsten Versuch einer Wiederholung dieser Kundgebungen muß die andere Hälfte hängen. Auf andere Weise ist uns und Deutschland nicht mehr zu helfen.¹⁶

Genauso gehässig sind die Ausführungen, über die Arbeiterschaft:

Die Arbeiterschaft war fast in ihrer Gänze von der Sozialdemokratie durch Versprechungen gewonnen: Gesetzliche Festlegung des Zweistudentages; einstündige Mittagspause und halbstündige Pause fürs Gabelfrühstück, die in die Arbeitszeit eingerechnet werden; automatische allwöchentliche Lohnverdoppelungen; Erweiterung der Sonntagsruhe auf zweiundsiebzig Stunden durch Einführung des arbeitsfreien Sabbats und des blauen Montags; Aufhebung aller katholischen Feiertage und Ersetzung durch republikanische Doppelfeiertage; Verleihung des Ratstitels und des Amtscharakters an sämtliche qualifizierten, sozialdemokratisch organisierten Arbeiter. Und so weiter. Und so weiter. (ebda., S. 51)

Paumgartten stellt „das eigentliche Wien“ und „das echte Österreich“ (ebda., S. 111), wie er sie nennt, der Mob- und Pöbelherrschaft der Straße gegenüber, die nicht einmal Deutsch kann, aus tierhaften Kreaturen besteht und an nichts anderes denkt als an das Saufen. Am 12. November 1918 vermochten die Sozialdemokraten – heißt es in *Repblick* – lediglich „eine Heerschau menschlicher Häßlichkeiten“ (ebda., S. 111f.) auf die Straße zu locken. Paumgartten spricht dabei von Völkern „zweiter, dritter und vierter kultureller Garnitur“ (ebda., S. 111). Wie bei Rittner hat durch die Revolution bzw. die Republik die Materie über den Geist gesiegt. Paumgartten erweist sich auch sonst als Vorausdenker

¹⁶ Karl Paumgartten (eig. Karl Huffnagl): *Repblick. Eine galgenfröhliche Wiener Legende aus der Zeit der gelben Pest und des roten Todes*. Graz-Leipzig: Heimatverlag Leopold Stocker, 1924, 5. 42.

für den Nazismus. Seine „neue Volkspolitik“ nimmt nämlich die Nazi-Rassenpolitik der 30er Jahre in seinem Roman vorweg:

„Strenge Scheidung der Rassen in allen Belangen, Säuberung der arischen Rasse von allen fremdrassigen Splintern, in einem arischen Gebiete dürfen nichtarische Einwohner in keine einzige Angelegenheit der Arier dreinreden, dürfen keine öffentlichen Ämter und Lehrstellen bekleiden, dürfen nichtarische Kinder nicht zusammen mit den arischen unterrichtet werden, jeder Geschlechtsverkehr mit Nichtariern wird mit Kastration bestraft und so weiter. Wenn das Volk schon nicht selbst genug Rassestolz hat, müßte man ihm wenigstens die Achtung vor seiner Rasse auf dem Wege durch das Strafgesetz beibringen.“ (ebda., S. 165)

So lautet das Zukunftsrezept Paumgarten/Klaar; literarisch ausprobiert wird es in einem Roman von Hugo Bettauer. Man darf die wahrscheinlich geringe Verbreitung von *Republick* nicht außer Acht lassen, nur haben manche seiner radikal antisemitischen Pamphlete Auflagen von bis zu 30.000 Exemplaren erreicht. Unter den zeitgenössischen österreichischen Antisemiten und Rassisten, an denen kein Mangel herrschte, muß Paumgarten zu den konsequentesten und radikalsten gezählt werden. Sein Werk dokumentiert einen latenten Konflikt, der noch virulent werden sollte.

Der Fall des 1872 in Baden bei Wien geborenen Journalisten und Schriftstellers Hugo Bettauer zeigt schon im außerliterarischen Bereich am augenscheinlichsten den direkten Weg von Konflikt zur Gewalt.¹⁷ Bettauer war – was sein Romanschaffen betrifft – einer der produktivsten Autoren der Jahre nach dem Krieg, und eines der auffallendsten Merkmale seiner Bücher vom inhaltlichen Standpunkt aus gesehen – und nicht selten sind es Schlüsselromane – ist die Zeitbezogenheit oder das Chronikhafte. In seinen Romanen werden Schicksale der aus dem Krieg heimkehrenden Offiziere breitgewälzt, Armut, Drogensucht, Alkoholismus, die Wohnungsmisere, die Karrieren der großen und kleinen Börsenspekulanten, die Literatenszene, Selbsthilfeorganisationen, Versuche der Arbeiter-selbstverwaltung kulissenhaft beschrieben, an Ehrenbeleidigung grenzende Politiker-porträts entworfen, die Not des Proletariats zur Sprache gebracht, usw. Es kommt auch

¹⁷ Zu Bettauer siehe u.a. folgende Arbeiten des Verfassers: „Der Fall Bettauer. Ein literatursoziologisches Kapitel der Zwischenkriegszeit,“ In: *Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft*, 3. Folge, 13. Band, S. 141–158 (auch als Beiheft zu den Gesammelten Werken erschienen; S. Anm. 5); *Der Fall Bettauer*. Wien: Löcker Verlag, 1978; „Hugo Bettauer.“ In: *Das jüdische Echo. Zeitschrift für Kultur und Politik* (Wien), Nr. 1, Vol. XXXII, September 1983, S. 91–93.

vor, daß seine Romane sich der Tendenzschriftstellerei nähern. In einem Fall griff er – wie eine Zeitschrift ihm bescheinigte – das „Thema des Tages“ auf: den Antisemitismus. Bettauer schrieb 1922 einen „kleinen Zukunftsroman“ unter dem Titel *Die Stadt ohne Juden. Ein Roman von übermorgen*. 1924 wurde das Buch in politisch gereinigter Form auch verfilmt. Kurz zur Handlung: die österreichische Wirtschaft steht vor dem Ruin, und Schuld daran sind – so die weltverbreitete Volksmeinung – die Juden. Das österreichische Parlament verabschiedet ein Gesetz, das die (gestaffelte) Ausweisung sämtlicher Juden aus Österreich, genauer: aus Wien, vorschreibt. Der Volksjubel kennt nun keine Grenzen: die deutschen Christen sind nun ganz unter sich, es ist alles „entjudet“ worden, doch als das internationale Finanzchristentum sich weniger hilfreich zeigt als erwartet, tritt Nüchternheit ein. Wien verdorft in allen Kulturbereichen, die Wirtschaft – symbolisiert durch den bodenlosen Sturz der österreichischen Krone – ist am Ende. Ohne das „Gärungsmittel“, nämlich die Juden, geht offensichtlich überhaupt nichts mehr. Der Unmut der Bevölkerung verbreitet sich. Durch eine List gelingt es einem im Land gebliebenen jungen jüdischen Maler das Volk für die Abschaffung der anti-Juden-Gesetzgebung zu gewinnen. Das Gesetz fällt und die Juden werden gebeten, wieder zurückzukehren. Wien wird wieder Wien.

Man darf an diese Bettauer-Phantasie des Jahres 1922 im Sinne einer in allem klug durchdachten fiktionalen historischen Beschreibung nicht allzuhohe Ansprüche stellen, vor allem vor der Kulisse der blutigen Wirklichkeit der Zeit nach 1938. Bettauers Naivität scheint aber in diesem Fall keine Grenzen gekannt zu haben. Er läßt zwar den Konflikt Antisemitismus – hier die wirtschaftliche Variante – im Roman ohne jede äußerliche Gewalt lösen, nur führt er dem Antisemitismus im außerliterarischen Bereich neue Nahrung zu. Denn an seinem Roman konnten weder Juden, egal ob Zionisten oder Assimilierte, noch „Christen“ Gefallen finden. Es ist daher nicht verwunderlich, daß jüdische Kreise Angst hatten, daß die gegen den Juden Bettauer gerichtete Pogromstimmung sich gegen alle Juden entladen könnte. Und die Angst war nicht unbegründet.

Die Rezeption dieses harmlos gemeinten, aber Vorurteile verstärkenden Werks war jedoch nicht der unmittelbare Auslöser für die Ermordung Bettauers im März 1925.

Bettauer sah sich ab Anfang der 20er Jahre am liebsten als engagierten, den Sozialdemokraten nahestehenden Sozialpolitiker mit Charisma und journalistischer Begabung. Aus seinen „Sozialfall“-Feuilletons erwuchs nicht nur „Romanstoff“, sondern auch die Idee, „die erotische Revolution“ zu verkünden und hierfür eine eigene Publikation zu schaffen. Nur schuf er damit einen neuen Konflikt, da er Gesellschaftsschichten und Altersgruppen ansprach, die solche Frage tunlichst vermeiden sollten. Gemeinsam mit dem Juristen Rudolf Olden gab Bettauer im Februar 1924 erstmals die Zeitschrift *Er und Sie. Wochenschrift für Lebenskultur und Erotik* heraus. Es war Bettauers Absicht, u.a. angesichts der tristen Wohnverhältnisse (überbelegte Wohnungen, Wohnungsmangel, Bettgeher und dgl.) und der hohen Abtreibungszahlen in Wien Sexualaufklärung in sehr populärer und verständlicher Form unter Mitwirkung von Fachärzten zu bieten. Doch die Folge war ein Verbot der Zeitschrift nach fünf Nummern und ein parteipolitischer Kampf zwischen Sozialdemokraten und Christlichsozialen, die sowohl im Wiener Gemeinderat als auch im Parlament, in öffentlichen Veranstaltungen und in der Presse ausgetragen wurde. Bettauer wurde wegen Pornographie angeklagt und im September 1924 zur Überraschung vieler, die sich in der lautstarken Auseinandersetzung profiliert hatten, freigesprochen. Der Konflikt, der vordergründig von Seiten der Austronazis und der Christlichsozialen unter der Flagge Jugendschutz und Sittenverderbung geschürt und ausgefochten wurde, hatte aber eine zweite überschneidende ebensowichtige Komponente: den Antisemitismus. Insofern war der Freispruch im Herbst 1924 zugleich Bettauers Todesurteil, dessen Vollstreckung in der angeheizten Diskussion nur eine Frage der Zeit zu sein schien. Mittlerweile gab Bettauer eine neue Zeitschrift *Bettauers Wochenschrift. Probleme des Lebens.* heraus. Durch eine journalistische Hetzkampagne bzw. mittels Medienjustiz wurde Bettauer nun zum Dämon hochstilisiert und zur Personifizierung alles Unsittliche erklärt. Die vielen Attribute in der Presse geben Zeugnis davon: „perverses Kloakentier“, „gewerblicher Ausbeuter der literarischen Kloaken“, „gewerbsmäßiger Pornograph“, usw. Die Hetze gegen Bettauer, der keineswegs Vorreiter in der Popularisierung von sogenannten Sexualfragen war, diente als Ventil für sexualneurotische Ängste und gebar die Phrase Seipels von der „Sanierung der Seelen“, die zugleich eine willkommene Ablenkung von jener der Wirtschaft darstellte.

Am 10. März 1925 wurde das Urteil gegen Bettauer im „Pornographieprozeß“ korrigiert: es wurde auf ihn ein Mordanschlag verübt. Sechzehn Tage später starb der Schriftsteller an seinen schweren Verletzungen. Das vorgebliche Mordmotiv: Schutz der Jugend vor der sittenverderbenden Richtung Bettauers.

Die Konfliktlösung, die keine war, bestand also in der Gewalt, im Mord. Der Fall Bettauer bildet insofern eine Vorstufe zu den Ereignissen um die „Schattendorfer Urteile“ im Juli 1927, als er zu berechtigtem Mißtrauen in den Einrichtungen der Justiz geradezu aufforderte. Fehltriteile wurden demgemäß auf „Politjustiz“ zurückgeführt. Der Schlußstrich unter dem Fall Bettauer erfolgte praktisch im Oktober 1925, als dessen Mörder, Otto Rothstock, vor Gericht stand. Der Freispruch Rothstocks läßt sich subjektiv als unverständliches und eklatantes Fehltriteil beschreiben. Gewalt gegen einen Menschen war ja als legitime Konfliktlösung anerkannt worden. Durch die ungemein schlaue Taktik des Rothstock-Verteidigers, Walter Riehl, der auch die Angeklagten im Schattendorfer-Prozeß vertritt, gelang es, erstens den Mordprozeß gegen Rothstock in einen Prozeß gegen den Ermordeten umzufunktionieren und zweitens durch die geschickte Selbstinszenierung des Angeklagten bei der Hälfte der Geschworenen den Eindruck zu hinterlassen, daß dieser nicht ganz geistesgesund sei. Wegen Stimmengleichheit mußte Rothstock freigesprochen werden.

Ich möchte mich nun kurz den 30er Jahren zuwenden, um ein letztes Beispiel von Konflikt und Gewalt in der Literatur der Zwischenkriegszeit zu geben. Der Autor heißt Jura Soyfer, der Gegenstand ist ein Romanfragment, dessen Handlungszeitraum bloß ein paar Jahre umfaßt, das aber einen historischen Bogen zurück auf den Beginn der Republik spannt. In dem 1934 begonnenen Roman *So starb eine Partei*¹⁸ bedient sich Soyfer im großen und ganzen der kleinen und mittleren Funktionärsschicht der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei, um eine teils distanzierte, dennoch aber subjektive Analyse der Gründe für deren Niedergang zwischen 1932 und 1934 zu geben. Er will letztlich zeigen, wie politische Konfliktsituationen falsch gelöst werden. Ihm geht es weniger um die Literarisierung historischer Prozesse an sich. Die wenigen historischen Ereignisse bis 1932, die er

¹⁸ Textgrundlage, S. Anm. 7.

aufgreift, bzw. in die Rückblende einflieht – etwa die Erschießung von Kommunisten in der Hörlgasse am 15. Juni 1919 – haben eher den Charakter von stimmungsschaffender Reportage. Sie sind Mosaiksteine in einem graduell sich zuspitzenden politischen und ideologischen Konflikt, der auf das Frühjahr 1933 hinsteuert.

Geht man von der These aus, daß diese Literatur eine intensive Widerspiegelung der Zeit darstellt, so muß Soyfers meisterhaftes Porträt des kleinbürgerlichen „Beamten“ Franz Joseph Zehetner näher betrachtet werden. In ihm begegnen wir ein Musterbeispiel für die Unsicherheit und Frustration einer zahlenmäßig großen Gesellschaftsschicht in der Republik. Er möchte geführt werden, wehrt sich dagegen, daß nun jedem alles erlaubt sei und sehnt sich nach einer Autorität. So läßt Soyfer die Jahre 1918 bis 1932 aus der Sicht und aus dem Erleben und Empfinden eines Reaktionärs Revue passieren. Zehetner ist Opportunist, nicht aus Überzeugung, sondern aus Vorsicht: er wird überall Mitglied, so auch bei den Sozialdemokraten:

Als Zehetner sich damals das Schandmal jenes Parteibuches zufügte, war er nur einer von Tausenden, die es mit demselben Ekel taten. Denn niemand wußte, was der nächste Tag bringen mochte. (loc.cit., S. 229)

Oder:

Er streikte mit, um sich in so stürmischen Tagen nicht unliebsam bemerkbar zu machen. (ebda., S. 232)

Als er aber beim Heizhausvorstand ankommt, läßt er wissen, er habe nicht gestreikt, „nur ein plötzliches Unwohlsein habe ihn zuhause zurückgehalten“ (ebda.).

Die Republik ist für ihn „der mißgeborene kleine Staat“ (S. 231), die Zeit bis 1932 „die lausige ‚Zeit nach dem Umsturz‘“ (S. 237).

An einer Stelle des Romans heißt es vielsagend: „Zehetner begriff noch immer nicht das Geschehen“ (S. 232) und: „Damals war die Republik vierzehn Jahre. Seit vierzehn Jahren speicherte Zehetner Haß in sich auf und hütete ihn geizig und pedantisch. Selten hatte er gewagt, ihn offen zu zeigen, noch nie, ihn verausgaben.“ (S. 226f.) Wie wir bereits bei anderen Autoren gesehen haben, war die soziale Umstrukturierung nach Kriegsende mit ein Grund für die Ablehnung der republikanischen Staatsform bzw. den Haß gegen die Republik. Aber besonders Soyfer gelingt es, die Unsicherheit, den Klassenneid und

die Ablehnung der Demokratie – alle inneren Konflikte, die den Untergang des Staats förderten – gründlich zu artikulieren. Zehetner war „Bundesbeamter“. Dazu ein Zitat:

In seinem Himmel hing ein blankes Sternlein: die Pension. Und nun sollte er aus Angst um sie noch immer vor gewöhnlichen Proleten den Hut ziehen? Sollte er sich sein Leben lang von Heizern und derlei Pack in den Turnuszuteilungskommissionen auf Schritt und Tritt dreinreden lassen? Und dazu noch ein freudiges Gesicht machen, weil man ja nie wissen konnte, ob sie nicht morgen die Herren in Betrieb sein würden? Würde er einst seine Ruhestandesbezüge, sein Gnadenbrot, aus der Hand von Juden und Kohlschauflern entgegennehmen müssen? Es war unerträglich, mit diesem Alpdruck auf der Seele der Pensionierung entgegenzualtern. (S. 231)

Soweit Soyfers treffende Beschreibung der Angst des kleinen Mannes vor einer ungewissen Zukunft und dessen Sehnsucht nach einer stabilisierenden Autorität. Kein Wunder also, daß er, wie Paumgartens Dr. Klaar, „Heimweh nach Österreich“ empfindet, „nach dem wahren Österreich, nach dem christlichen, deutschen ...“ (S. 238), das man später nach der Zerstörung der Demokratie zu propagieren trachtete.

Was bei anderen Autoren bzw. in deren Romanen weitgehend fehlt oder zumindest nicht stark akzentuiert wird, ist die Ausgewogenheit der Darstellung. Das heißt: man konzentriert sich auf *ein* Feindbild. Anders bei Soyfer. Er präsentiert nämlich mehr oder weniger gleichwertige Gegenpositionen in ideologischer und politischer Hinsicht, ohne sich generell mit ihnen zu identifizieren.

Würde man die republikbezogene Literatur der Zwischenkriegszeit in ihrer Gesamtheit einer statistischen Auswertung unterziehen, vor allem auf die politisch oder ideologische Einstellung hin, so müßte man nicht bloß ein Übergewicht, sondern fast eine Ausschließlichkeit der *rechten* Seite des politisch-ideologischen Spektrums feststellen. In der damals massenhaft verbreiteten, heute kaum bekannten Trivialliteratur ist das Konfliktpotential ideal gespeichert. Umgekehrt müßte man schließen, daß es in der heute kanonisierten Literatur dieser Zeit lediglich um „Salonkonflikten“ ging. Die republikbezogene Literatur hingegen bietet Anschauungsmaterial für die Wunsch- und Angstträume der Individuen. Der Antagonismus gegenüber dem „Staat, den keiner wollte“, drückt sich im Zustand zwischen dem „nicht mehr“ der Vergangenheit und dem „noch nicht“ der Zukunft aus, in dem Verlust der alten Identität und der Suche nach einer neuen. Umso empfindlicher mußte man sein für eine stabilisierende Autorität ...